



Geschichte einer Gefunde.

Von Dinah Neffen.

Der Film lief zwei Stunden. Ungefähr in der Mitte erblickte die Frau im Parkett sich auf der Leinwand: Eine Frau steht auf einer Brücke, beugt sich über das Geländer, und eine Sekunde lang, eine einzige Sekunde lang, ist ihr schreiendes, schon entschwendenes, schon vergessenes Gesicht erkennbar. Dann lief der Film weiter. Die Frau saß ganz still; ihre Hände waren nah geworden; sie dachte: Das ist alles? Es kommt nichts mehr . . . es ist alles herausgeschnitten! Ihre Schultern zitterten; es war ein langer Weg, der, aus der Dunkelheit des Theaters aufstehend, vor ihrem inneren Auge oblied, und den sie betrachtete wie das Schicksal einer Fremden, aber gleich ihr Verlorenen.

Mit einem Filmpreisausschreiben hatte es begonnen. Ihre blauen, vom hellen Blond der Haare verdunkelten Augen gewannen den ersten Preis; sie war zu hübsch, den Männern gefiel sie zu leicht, so wurde sie ehrgeizig. Aus Grete wurde sie Margarete, später Marguerite, vergaß, daß sie in Apolda geboren war, und ging in ihre wirkliche Heimat: Berlin. Da sie geizig war und die Unkosten neuer Anschaffungen fürchtete, nahm sie ihren Geliebten mit und lebte die ersten zwei Jahre in der fremden, durchaus feindlichen Stadt von seiner Arbeit, seinen Lungen, seinen Händen. Vor den Hilfsregisseuren der Filmfirmen verlegnete sie ihn genug, um Statistikerie, zwölf Mark pro Tag, abzüglich der Steuer, zu machen, zu wenig, um Rollen zu bekommen. Als sie merkte, daß noch keine Begleitung, sein Schatten vor den Bureautüren, sein Platz neben dem ihren im Kaffeehaus ihrem Fortkommen schadete, erklärte sie ihm: „Wir müssen uns trennen!“ Er weinte beinahe und sie küßte ihn und versprach ihm für später das einzige, was sie ihm vorbehalten hatte: ihr Herz. „Wenn ich was sein werde“, sagte sie, behielt ihre sämtlichen gemeinsamen Besitztümer und begab sich in die Einsamkeit ihres von keinem Tachen, keiner Härtlichkeit erhellen Zimmers. Im Kaffeehaus, weiße Handschuhe an den Händen und nichts im Magen, hielt sie die Augen so lange groß und kindlich geöffnet, bis einer der jüngsten Regisseure, vom unterhüllten Hunger dieser gefräßig aufgetanen Augen er-

schreckt, ihre Schönheit entdeckte. Im Laufe des ersten Abends versprach er ihr seine Fürsprache, während der nächsten Woche eine Rolle in einem Film. Sie vermochte nicht einmal mehr zu lächeln.

„Das ist nicht wahr,“ jagte sie stöhnend zu dem jungen Menschen, dessen fahles Gesicht in einem Rausch von Macht erröte.

„Glauben Sie, daß ich Ihnen was vorlauge?“ erwiderte er frech. „Sie gefallen mir eben.“

Sein Ellbogen berührte den ihren; sie verständigte sich ohne Worte. Noch immer mißtrauisch, gab sie ihm nicht mehr als einen Kuß auf seine peinlichen, rötlich bewachsenen Wangen. Kalt in seinen schwachen Armen beobachtete sie ihn wie einen Feind; sie verfolgte ihn bis zum Atelier hinaus. Dort war es auch, wo sie seine Braut traf. Die schwächliche, schwarzhaarige Ungarin nannte sich selbst so. „Wir gehen seit drei Jahren zusammen,“ sagte sie — dies war ihr Stolz — und wenn sie von ihm sprach, bekamen ihre schönen Augen jenes Feuer, dem sie ihre sichere Stenotypistinnenkarriere geopfert hatte. Nach der Arbeit begegneten sich die Frauen wie Ragen im Dunkel des Ganges.

„Sie haben kein Recht, hier auf ihn zu warten“, schrie die Schwarzhaarige. Und die Blonde entgegnete frech: „Vielleicht mehr als Sie!“

Indes kam der Mann sein Blick verriet der Kleinen ihr Unglück. Sie weinte laut wie ein Kind; und einmal schlich sie ihnen nach, sah sie von hinten den Hals ihrer Feindin und schrie ihr schluchzend in das tödlich erschrockene Gesicht: „Lassen Sie ihn mir! Ich liebe ihn doch! Ich geh ins Wasser!“

Noch zitternd von diesem Austritt folgte Marguerite dem Mann in sein Zimmer: rosa Tapete, grüngebäumtes Sofa, Postkarten über dem Bett. Mit verzogenem Mund lächelnd und den Tränen nahe, fragte sie: „Wo ist die Rolle?“

„Hier ist sie.“ Damit gab er ihr den Zettel, der sie in das Bureau der Filmgesellschaft bestellte, sah sie zugleich ihre Schultern und zeigte ihr schrecklich nahe seinen Mund.

Um die Rolle wirklich zu erhalten, waren

einige Bedingungen zu erfüllen: Sie mußte Motorrad fahren lernen und sich neue Garderobe, eine Sportausrüstung und ein Abendkleid besorgen. Nach langem Flehen und stürmischen Versprechungen fand sie ihre Mutter bereit, ihr die Ersparnisse zu schicken, die ihr Krieg und Inflation nicht entziehen konnten; die Schwester legte das Geld für ihre Aussteuer und ihre Segenswünsche dazu. In einem Taumel von Seligkeit kaufte Marguerite ein und vergaß den Rest, indem sie sich jact ob; sie lebte in einem Rausch, den nichts mehr zu zerstören vermochte: nicht die Nachricht vom traurigen Ende jener kleinen Ungarin, nicht die Feindschaft der Kolleginnen, nicht einmal die Wahrnehmung ihres veränderten, schlimm begnadeten körperlichen Zustandes, für den sie ihre Karriere verantwortlich machen mußte. Und glücklich fuhr sie in der glühenden Sommerhitze für vierzehn Tage Aufnahme nach Bräson, einem kleinen Dörfchen, das nicht, wie gehofft und geglaubt, in Südschweiz, sondern in einem hügeligen, jondreichen Winkel Westfalens lag.

Welche vierzehn Tage! Unsaßbares Glück, bebende, zerreiße Spannung, stürmische Erfüllung, inbrünstige Arbeit und schönste Erholung im kleinen Kreis gleich ihr Erwählter! Zwar brauchte sie weder das Motorradfahren noch die Abendtoilette; dafür aber durfte sie jeden Tag von neuem den Berg hinaufsteigen, Angst im schweißüberströmten Anlitze, bis oben hin, wo die Brücke ihr blaues Geländer in die Sonne stieß, durfte sich darüber werfen und ihre aufgerissenen Augen dem schwarzen Auge der Kamera zuwenden, durfte wieder hinab, begleitet vom Operateur, und niederbrechend die letzte, größte dramatische Szene ihrer Rolle in unzähligen Varianten wiederholen, ausbauen und spielen, spielen! Manchmal regnete es, mal war sie falsch bekleidet, die Chaussee zu staubig, der Regisseur ermüdet, meist aber drehten sie wieder und wieder die Verfolgung, die eilige Benachrichtigung eines fern am Ende der Chaussee wartenden Landgendarmen, die kurze Szene, da sie um Hilfe rief und ihr Gesicht zur Großaufnahme wuchs, und jenen herrlichen, endlosen Weg den Berg hinauf, dessen Staub echte Tränen in ihre geschminkten Augen trieb.

Wieder in Berlin, wartete sie auf den Tag, da sie erfolgreich und groß auf der Leinwand auferstehen würde, da ihr Name aus dem Dunkel des Theaters aufstiegen würde über eine ganze eroberte Welt. Allein, gänzlich allein lebte sie mit ihren Träumen, die ihr nachts die drohenden Gestalten ihrer Opfer und tagsüber die Stationen ihres Ruhmes zeigten: ihre Lorbeeren, ihre Autos und die Umrisse eines Schlosses, das sie einmal später in die ewig lachende Landschaft Hollywoods bauen wollte. Dorthin würde sie das noch ungeborene Kind mitnehmen, die Mutter lebe sie nachkommen, vom Walschaf weg

nachkommen, die Schwester stattete sie aus, nur den Geliebten vergaß sie, wie sie das Leben vor ihrem Kuffig vergessen hatte, wie sie alles vergaß, was war, bevor das Glück, der Reichtum . . .

Als die Frau im Parkett dieses Wort dachte, schwieg die Musik; es war sehr ruhig hell. Der Film war zu Ende, sie hatte nichts mehr von ihm gesehen als eine Sekunde, als ihre Sekunde: eine Frau steht auf einer Brücke, beugt sich über das Geländer und eine Sekunde lang, eine einzige Sekunde lang ist ihr schreiendes, schon entschwindendes, schon vergessenes Gesicht erkennbar. Mehr hatte sie nicht gesehen, es war genug,

es war genug, es war ja alles! Die Frau erhob sich, und während sie langsam ihr nasses Gesicht abwuschte, dachte sie: „Mutter Geld ist nun weg . . . ja . . . und wenn Ella heiratet . . . ? Gleich muß ich zu ihm gehen . . . wir werden uns schon verjöhnen . . . er ist nicht so . . . sonst ist ja wohl nichts . . . ja . . .“

Damit schloß sie den weiten Mantel und ging leise senkend hinaus. Einmal rief sie an einen Stuhl; sie murmelte „Verzeihung!“ ohne ihr Gesicht, das blonde, kleine Gesicht mit den erloschenen Augen einer alten Frau zu heben. Hinter ihr wurde es dunkel.

Die Brücke im Dschungel.

Von B. Traven, dem Verfasser des „Lebenshiffs“, des „Schakes der Sierra Madre“ und anderer aufsehenerregender Werke, die sämtlich bei der Büchergilde Gutenberg erschienen sind, kam dieser Tage ein neues Buch heraus: „Die Brücke im Dschungel“.

Das neue Travenbuch ist den Müttern gewidmet, „den Müttern jedes Volkes, jeder Farbe, jeder Rasse, jeder Kreatur, die lebt“. Es kniet vor dem Mütterlichen in aller Welt, vor der Mutter, die ihr Kind mit wilder Zärtlichkeit liebt und die ihr Liebste nicht hergeben kann, ohne dabei ein Stück aus ihrem eigenen Fleische mit loszureißen.

Eine kleine Pumpstation im Dschungel am Tameji. Das Flußwasser wird viele Meilen weit zu einer anderen Station gepumpt, wo es wieder weitergepumpt wird, bis es die Eisenbahnlinie erreicht. Die Pumpe stöhnt und rattert und verschwendet die Alligatoren und Kaguare, was dem Pumpmeister und seinen Kindern nur lieb ist. In der Nähe der Pumpe führt eine Brücke über den Fluß, die für die Wagen und Autos einer Delzgesellschaft gebaut worden ist, deren Kamp etwa 20 Meilen entfernt . . . egt. Der Fluß ist tief genug, um einen Stürzenden für immer verschwinden zu lassen, und die Brücke hat kein Geländer.

Bei einem kleinen nächtlichen Tanzergnügen in der Pumpstation fällt ein Indianerjunge in das Wasser. Nach einer knappen Stunde wird er vermißt. Ein großes Suchen hebt an, nur die Mutter weiß es, daß ihr Junge nie wiederkommt. Die Nacht das Ufer ab, eine einsame Mutter mit einer kleinen Katerne im Dschungel. Dann helfen ihr alle bis in die späte Nacht hinein. Sie tanzen so oft, als ob ihr eigenes Kind im Fluß läge. Schließlich läßt ein uralter Indianer ein kleines Brett mit einer Kerze auf den Wasserpiegel tragen, und heute, das alte geheimnisvolle Wunder geschieht aufs neue: die schwimmende Kerze bleibt über dem nassen Totenbett des ertrunkenen Knaben stehen. Der Schrei der Mutter steigt durch die Nacht der Bildnis.

Die kleine geliebte Leiche wird in der armlischen Hütte aufgehahrt. Alle bemühen sich, der Mutter über den Schmerz hinwegzuhelfen. Der Totenfänger stimmt sein Lied an, das eine seltsame Mischung von Kirchenlied und halbverschollenem Urvatergesang ist. Inzwischen ist es Tag geworden. Eine neue Unheimlichkeit erfüllt die Hütte. Erst das graujame helle Licht macht das aufgeharte Kind zur Leiche, und die Klagen summen um das tote Kind. Da es Sonntag ist, kommen viele Leute von weither, um mit der Mutter zu weinen. Trotz ihrer unbeschreiblichen Armut sind diese Leute von einer rührenden Höflichkeit. Ihr Takt wird von ihrem Herzen bestimmt.

In der tropischen Hitze verweist der vom

Wasser aufgeweichte Leichnam mit fürchterlicher Schnelligkeit. Unter dem Geschrei der Frau wird das tote Kind in den Sarg gelegt, in eine ungehobelte Kiste, und für die Mutter ist der letzte Abschied von ihrem Jungen gekommen. Wie der Zug mit dem Sarg über die Brücke geht, bleiben die Leute an der Unglücksstelle stehen, und die Männer nehmen die Hüte ab. Mit gierigen Augen begleiten die Geier den Zug. Allmählich wird der Marsch ein Zurückwandern in das alltägliche Leben. Von Blumen überfäht ist der Dschungel, und es lebt die Welt.

Ein „christlicher“ Friedhof. Hügel, Kränze, Kreuze liegen wirt herum. Auf manche Kreuze ist mit Kreide oder Stift etwas geschrieben, ein Datum, vielleicht auch eine Rechnung aus der Tienda. Da ist Dornengestrüpp, Gras und Kraut. Ein Dschungel! Ein Friedhof ohne Heuweihe. Der betrunkene Lehrer aus dem nächsten Dorfe steht am Grabe, fällt brüllend auf die Grube, wird wieder auf seine Beine gestellt, und die letzte Szene des grauenvollen Totentanzes

Die Sehnsucht nach dem Käfig.

Von Frank Cranc.

Monsieur Giraffe vom Pariser Zoo brach sich eines Tages den Kopf an den Stäben seines Käfigs. Was hatte dem Tiere gefehlt? Siebzehn Jahr lang war ihm Futter und Trank in Fülle gereicht worden, ein Wärter in Livree und goldenen Litzen hatte ihn betreut und dazu hatte das Tier das Vorrecht genossen, von den Menschen angegafft zu werden. Wahrscheinlich eine Karriere, für die jeder von uns stürbe!

Dieser Monsieur Giraffe war schwer zu befriedigen, wie's scheint.

Wenn du in einem Zirkus gehst, siehst du dort nicht nur die Bestien in ihren Käfigen. Nein, du siehst rund um die Manege außerhalb des Holzstaubes auch die Menschen in Holzverschlägen. In diesen Holzverschlägen sitzen die Auserwählten. Ganz ähnliche Verschläge siehst du beim Boxkampf, in den Bars und bei der Pferdeschau. Monsieur Niemand ist dort Monsieur Jemand, sofern er nur einen Zaun um sich herum hat.

Und dann gibt es die Logen in den Theatern. Es sind die schlechtesten Plätze im Hause und da kannst du den meisten nur ein Segment des Bühnenbildes überblicken. Aber wer eine Barriere um den arbeitsigsten Platz aufreißt, kann dafür dreimal soviel verlangen wie für einen guten Platz.

Der einzige Grund, warum wir Geld haben wollen, ist der: daß wir uns nachher einen Käfig kaufen können. Sobald ein Mensch reich wird, kauft er sich ein Haus mit einem großen Garten und einem hohen eisernen Gitter rund

rollt ab. Erde bedeckt den Sarg, und die Musik spielt das rechte Lied am rechten Platz: „Yes, we have no bananas . . .“

„Adios, mein lieber kleiner Junge! Adios! Es leben die Maden und Wärmer! Adios! So wie du wurde noch kein König begraben!“

Und noch nie, solange es Bücher gibt, wurde ein Begräbnis so beschrieben, so grauhaft realistisch, so fürchterlich sachlich, so toll aus Entsetzen und Zärtlichkeit gemischt! Noch nie zuvor wurde mit so eindringlicher Deutlichkeit, so un sentimental und doch so erschütternd gezeigt, daß auch die Mutter eines schmutzigen Indianerjungen eine Mutter ist, ebenbürtig ihren Schwester weißer Rasse.

Dieses Buch, bei der Büchergilde Gutenberg, Berlin, als Dreimarkbuch erschienen, gehört zu B. Travens Meisterleistungen. Die erstaunliche Bildkraft seines Wortes erreicht hier eine fast erschreckende Höhe. Der unheimlich scharfe Beobachter und der entschlossene und vor nichts zurückweichende Gestalter Traven hat ein Werk geschaffen, das beispiellos dasteht in der gesamten Literatur unserer Zeit.

herum. Am liebsten undurchsichtig. Wenn dann ein Besucher den Besitz betritt und an der Bulldogge vorüberkommt, ohne gebissen zu werden, hat er noch Schwierigkeiten genug, um das uns eigentliche Haus vorzudringen. Ein Hausmeister tritt ihm an der Türe entgegen und sieht nach, ob die Kleider des Besuchers zureichend sind. Ein Sekretär misst ihn in der Halle, um festzustellen, daß es sich bei diesem Besuche um keinen Pimp handelt.

Kommt eine Frau zu Geld, so hat sie nur einen einzigen Wunsch: den Käfig zu finden. Sie sehnt sich nach Exklusivität. Und die Höhe ihres gesellschaftlichen Ranges bestimmt die Anzahl der Menschen, mit denen sie nicht zu sprechen braucht.

In der Welt hochkommen heißt nichts anderes, als im richtigen Käfig sitzen. Wir wollen in einem Sonderzug reisen oder doch in einem Sonderabteil. Wir wollen im Hotel, daß man uns die Wahlzeiten auf unserem eigenen, abgeordneten Speisezimmer serviere. Wir wollen von unserem eigenen Kammerdiener rasiert werden und nicht in der Barbierstube. Alles soll von den übrigen Menschen abgefälscht werden. Dieser Instinkt lebt von Anfang an in uns. Laß ein Kind frei im Garten spielen und es wird alle Vögel und Insekten, die es nicht töten kann, fangen und in einen Käfig tun.

Wenn wir sagen, daß eine Frau Vogel liebt, so meinen wir damit, daß sie einen oder mehrere dieser armen, kleinen, wilden Vögel in Käfigen im Haus herumhängen hat.

Man kann da und dort ein gefangenes Eichhörnchen sehen. Um dem Tiere Bewegung und Vergnügen zu schaffen, hat man ein infernalisches Rad — ein Art Viatross in Wolken-

Das Lächeln am Fenster.

form — erfunden, in welchem das Tier meilenweit läuft, ohne von der Stelle zu kommen. Es freut sich zweifellos über die Bewegung — so etwa, wie du dich freuen würdest, wenn man dich in eine Leinwand säte.

Aber Mistfresser liebt die Tiere.

Verschwundenes Meerungefüm

Das Naturwissenschaftliche Museum der sibirischen Stadt Chabarowsk besitzt ein wertvolles Unikum: das einzige Exemplar des Skeletts einer Seequalle, eines Tieres, das seit 160 Jahren ausgestorben ist, und das einst die nördlichen Küsten des Stillen Ozeans bevölkerte. Zoologen aus Moskau werden auf Staatskosten nach Chabarowsk entsandt, um dort das vollständig erhaltene Skelett des Tieres zu studieren, das 1741 auf einer Insel der Beringstraße von dem russischen Gelehrten Steller entdeckt wurde. Damals hatte eine Expedition Schiffbruch in der Beringstraße erlitten, und der Gelehrte, der an der Forschungsreise teilnahm, hatte durch diese Katastrophe Gelegenheit gefunden, die seltsamen Tiere, die sich in Schwärmen auf der Insel der Seefürwinger ansahen, aus nächster Nähe zu beobachten. „Diese Seetiere“, berichtete Steller an die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, „leben im Meere, weiden aber in großen Herden auf dem Lande. Die Eingeborenen jagen die Tiere, um für Vorräte an Fleisch und Fett zu sorgen. Die Seequalle, wie ich sie getauft habe, ist ein großes Tier; es hat eine Länge von acht bis zehn Metern und wiegt ungefähr 400 Zentner. Die Haut der Seequalle hat zwei Schichten, die erste ist schwarz oder dunkelbraun; sie hat die Breite eines Fingers und ist fest wie Baumrinde, während die zweite, untere Schicht weich ist und die Haut eines Schlan an Festigkeit übertrifft. Das Fett der Seequalle schmeckt süß und viel angenehmer als das beste Schmalz.“

Es gibt nur eine einzige Abbildung der Seequalle, und zwar eine Zeichnung, die von einem Leutnant Wachsler, der als Seecoffizier diese Gewässer besuchte, angefertigt wurde. Der Kopf des Tieres erinnert an den Kopf eines Pferdes mit eigentümlichen Knorpelplatten statt Zähnen, während der Oberkörper dem von ein riesiges vergrößertes Körper eines Zehnhundes gleicht. Der Unterkörper erinnert dagegen an einen riesigen Fisch. Als sich im 18. Jahrhundert die Kunde von den seltsamen und wertvollen Tieren im Norden Sibiriens verbreitet hatte, zogen Walfischfänger in Schwärmen nach der Beringstraße. Eine rücksichtslose Jagd auf die vollständig wehrlosen Tiere begann. Zwanzig Jahre genügte, um die Seequalle vollständig auszurotten. Die letzte Seequalle wurde 1768 von dem Walfischjäger Prowop erlegt.

Handelsartikel Blut.

Leute, die gewerbmäßig Blut verkaufen. — Jährlich 40 Transfusionen von einem Menschen. — Jede Blutübertragung kostet 50 Dollars.

Ein seltsamer Beruf ist jetzt in Amerika entstanden. Die Bluttransfusionen sind in letzter Zeit so zahlreich geworden, daß sich die amerikanischen Kliniken dauernd darum bemühen, Personen zu finden, die ihr Blut der Heilkunst zur Verfügung stellen. Natürlich nicht umsonst. „Wer den kostbaren Stoff gewerbmäßig abgibt“, schreibt ein Annoncenblatt in Chicago, „kann damit Geld verdienen. Er kann gut und gern in einem Jahr Blut für rund 40 Transfusionen liefern. Als Entlohnung erhält er für jede Operation 20 bis 50 Dollars. Er muß dafür freilich recht empfindliche Unbequemlichkeiten mit in Kauf nehmen. So ist er verpflichtet, eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen geregelte Diät einzuhalten und blutbildende Nahrungsmittel

zu sich zu nehmen; er muß sich ferner damit abfinden, sein Leben lang einen wunden schmerzenden Arm mit sich herumzuschleppen. Die Krankenhäuser führen Buch über die geeigneten „Verkäufer“. Die Kartothek ist nach den vier Bluttypen geordnet — denn leider ist das Blut nicht bei allen Menschen von gleicher Beschaffenheit und nur wenn das Blut des Kranken dem des Gesunden in der Zusammensetzung gleicht, ist auf eine reiblose Assimilierung des zugeführten fremden Blutes zu rechnen. Neben dem Namen jedes Gebers findet sich deshalb ein Vermerk, welcher der vier Gruppen sein Blut zuzurechnen ist. Ist eine Transfusion notwendig, so erhält der „Verkäufer“ aus der betreffenden Blutgruppe die Aufforderung, sich unverzüglich im Krankenhaus einzufinden.“

„Für die Blutübertragung gibt es zwei verschiedene Methoden. Bei der einen, dem sogenannten Perichäen Verfahren, wird in den Arm des Patienten ein Einschnitt gemacht, und eine gleiche Wunde verursacht man im Arm des Blutspenders. Das Blut wird dann mit einer Kanüle abgezogen, die in die Armwunde des Patienten eingeführt wird. Bei dem anderen Verfahren bedient man sich einer Nadel und läßt das ausfließende Blut in einem Behälter auf. Bei dieser Methode muß indessen dem Blut eine Substanz beigemischt werden, die das Ge-

sein Traum und sein Leiden, seine Erfüllung und sein — Tod.

Stunden verrinnen. Er steht unbeweglich. Sie lächelt. Wogend, stehend, jubelnd hegt die Menge vorüber. Mancher Stoß trifft ihn, mancher ärgerliche Zuruf — an seinem Starren prallt alles ab. Ihre Augen brennen in seinen. Jetzt spürt er ihr Versehen — und — wahrhaftig: sie nickt ganz leise mit dem Kopfe. Es ist keine Täuschung. Ihre Ohrgehänge wippen eine Weile hin und her! Sie willigt ein!

Die Menschen staunen eine Weile: ein junger Mann zieht mit einer ehrfürchtigen Beugung vor einem Schaufenster den Hut und verschwindet eilig im Gewühl. Das Leben treibt weiter.

Die Straße leert sich. Einzelne Spaziergänger pendeln den Vergnügungen entgegen. In vielen Anlagen erlischt das Licht, nach Mitternacht brennen nur noch die farblosen Bogenlampen, ihr Flimmern in das Firmament und das Leben verkriecht sich in der Nacht.

Ein Mensch taucht fern in der Straße auf langsamen Schritten, vorsichtig spähend nähert er sich dem Fenster des Modehauses. Nichts rührt sich. Verückt starrt er durch das Halb-dämmer des Fensters auf die Frau. Sie lächelt schmerzvoll-verführerisch. Fast aber scheint es, als verzögern sich die Lippen zu einem böserartigen Grinsen. Doch als er nochmals hinblickt, schaut er in ein reizendes Mädchenanlitz. Der Schatten treibt sein Spiel mit seiner Seele.

Die Hand schnellt ins Glas — ein Diamant blüht auf und leuchtet ins Glas — vier sichere Striche — der Ausschnitt kann herausgepreßt werden und klirrt an den Boden — die Hand will den Körper beim Einsteigen stützen, löst sich an die Kante der Lehne — da durchfährt den Jüngling ein fürchterlicher Schlag: der am Glas entlang laufende Sicherheitsstrom hat eingeschlagen und zerreiht die Nerven. Sein Herz wird durch ein seltsames Frauensächeln zerissen — so spürt er und stirbt.

„Die Polizeistreife fand den verunglückten Einbrecher.“

Ein Antlitz, kindlich rein und zugleich wissend, geläutert, lächelt hinter einer neuen kristallinen Scheibe. Alter Anstete Versuch.

rinnen verhindert. Die Stentziehung hat für den Abgeber keine ernstlichen Nachwirkungen. Sein Arm schmerzt wohl ein wenig, und es erfordert eine Zeit von zwei bis drei Tagen, bis er sich wieder seines gewöhnlichen Wohlbefindens erfreut; in einer Woche oder zehn Tagen ist das verlorene Blut aber wieder ersetzt. Doch muß sich der Abgeber des Blutes sorglos vor jeder Ueberanstrengung hüten, wenn er nicht Gefahr laufen will, der Tuberkulose zu verfallen.“

Forschungsreisende.

Der bekannte Sibirienforscher Zschleppereck war auch Lebemann und Satiriker.

„Meine holde Gattin hat gestern nacht meine Taschen durchsucht“, vertiet er einmal einem guten Freunde.

„Na, und was ist dabei herausgekommen?“, fragte der Freund.

Zschleppereck: „Daselbe, wie bei allen Forschungsreisen. Stoff zu einem endlosen Vortrag.“

Der Aristokratische Wissenschaftler mußte einst in einer Gesellschaft das wunderbare eisenbeinene Zahnradwerk betrachten, das die Dame des Hauses von einem Verwandten, der auf einer Weltreise gewesen war, geschenkt bekommen hatte.

Man hat Wißmann, als Elfenbeintenner, ein Urteil abzugeben.

„Gnädige Frau,“ sagte Wißmann, „dieser Schmutz ist mir recht interessant. Denn ich habe bisher nicht gewußt, daß es Elefanten gibt, die falsche Zähne haben.“

Der Gelehrte Eusebius, der durch die Erforschung von uralten Höhleninschriften auf gewissen atlantischen Inseln bekannt war, wurde einst der Frau eines Grafen Sedheim vorgestellt mit dem Bemerkten, daß er gerade von den Kanarischen Inseln käme.

„Ach,“ sagte die Gräfin, die so ihre Ideenverbindung haben mochte, „ach, wie interessant! Würden Sie uns nicht ein Lied vorsingen, Herr Professor?“

Als Professor Kehlbrud von seiner Brasilienreise zurückgekehrt war, erzählte er im Freundeskreise von seiner Expedition. „Am Amazonenstrom,“ sagte er, „lochten wir eines Tages unsere Stiefel.“ — „Hattet Ihr keine Borräte mehr?“, fragte einer der Zuhörer. — „Doch“, entgegnete Kehlbrud mit schöner Selbstverständlichkeit, „ich ließ es machen, weil sich so was in den Berichten sehr gut ausnimmt!“

Die neuesten Wunder der Wissenschaft.

Bei einem Festbankett, das das Amerikanische Institut in New York veranstaltete, wurden den Teilnehmern die neuesten Wunder der Wissenschaft vorgeführt. Darunter befanden sich sichtbare Töne, hörbares Licht, ein künstlicher Blitz, eine Legierung von Tungstein, Kohle und Kobalt, die an Härte nur von den Diamanten übertroffen wird, und die genaue Wärme, die das Erröten eines Rebnegirls besitzt. Die letztere, gewiß nicht uninteressante Feststellung wurde mit Hilfe eines überaus feinen Meßapparates gemacht, der die kleinsten Grade der Wärmestrahlung aufzeichnet. Außer diesen Wundern, die im letzten Jahr von den Mitarbeitern des Instituts geschaffen worden sind, wurden auch noch andere wissenschaftliche Ueber-raschungen vorgeführt. So z. B. Zucker, der aus Erdnußschalen und aus dem Kleiegehalt der Hülsen von Baumwollsamern hergestellt ist, dann Papier, aus Getreidehalmen verfertigt, „sehbarer Sonnenschein“, und als besondere Merkwürdigkeit ein einziger Tropfen des „Alpha Hormons“. Dieser Tropfen stellte alles dar, was von dem Hirnanhang von tausend Kindern übriggeblieben war, die zu dieser Fabrikation verwendet wurden. Für die Darstellung dieses Hormons erhielt ein Chemiker des Instituts, Dr. Oliver Kamm, den Preis von 1000 Dollar, den die amerikanische Gesellschaft für die Fortschritte der Wissenschaft ausgesetzt hatte. Dr. Kamm erklärte auf dem Bankett, daß die Herstellung eines Pfundes dieses Hormons die Summe von drei Millionen Dollar verschlingen würde.

Was mancher nicht weiß.

Die Römern schon 2000 Jahre alt. Den alten Römern war die Kunst des Zusammenlö-tens von zwei Stücken Eisen mit Hilfe von Kupfer schon längst bekannt. Noch kürzlich wurde in England, und zwar im Tale des Severn auf dem Gelände einer längst verschwundenen römischen Stadt eine eiserne Radzwinge gefunden, die auf solche Art zusammengelötet war. — In Rom gibt es noch jetzt Bleirohrenwasserleitungen, die seit 1800 Jahren im Gebrauch und völlig unbeschädigt sind.

Wenn ein Mensch lange Zeit an Morphinum gewöhnt ist, kann er die zehnfache Menge des

Giftes an einem Tage so sich nehmen, die einen gewöhnlichen Menschen töten würde.

Galen, der große Arzt der Römer, schickte seine Schüler bis nach Germanien, wo sie die Knochen der getöteten Germanen studieren sollten, weil infolge der Leichenverbrennungen in Rom keine Skelette aufzutreiben waren.

In den Vereinigten Staaten gibt es 3000 Silberfuchsfarzen, in denen ein Kapital von 126 Millionen Mark festgelegt ist.

Die Sargasso-See ist eigentlich kein See, sondern der innere Teil des nördlichen Atlantischen Ozeans, und zwar der Teil des Meeres, der sich in Ruhe befindet, während südlich davon der Antillenstrom und die Passatströmung, nördlich davon der Golfstrom wogen. Die See hat ihren Namen von dem westindischen Beeren-tang (Sargassum bacciferum), der durch den Golfstrom von den Küsten der westindischen Inseln abgerissen und hierher getrieben wird.

In Java feiert niemand — Kaiser und Kaiserinnen ausgenommen — seinen Geburtstag. Vom 1. Jänner ab zählt man sich ein Jahr älter und isst so viele Bohnen, als man Jahre auf dem Rücken trägt.

Der jetzige Kaiser von Japan gilt den japanischen Monarchisten als Nachkomme des Sonnengotts und Sproßling der von diesem begründeten Dynastie in der 124. Generation.

New York hat eine Zunahme der Verbrechen zu verzeichnen. Im letzten Jahre fanden 454.339 Verhaftungen gegenüber 416.719 im Vorjahre statt; die Zunahme der Verhaftungen beträgt also 9 Prozent. Allein wegen Mord oder Totschlag wurden 339 Verhaftungen gegen 278 im Vorjahre vorgenommen. Hier betrug die Zunahme sogar 22 Prozent.

Allerlei.

Der höchste und der tiefste Punkt. Der höchste Punkt der Welt ist der Mont Everest, der über 9000 Meter hoch ist. Ihm folgt der Gaurisankar des Himalaya mit 8840 Metern. Der höchste Punkt Amerikas ist der Aconcagua in den Anden, er misst 6970 Meter. Dann kommt der Kilimandscharo mit 6130 Metern. In Europa erreicht der Montblanc eine Höhe von 4810 Metern und in Australien der Mount Kosciuszko 2240 Meter.

Die größte Tiefe unseres Weltteils fanden wir — bevor der deutsche Kreuzer „Guden“ die tiefste Stelle des Meeres (10.430 Meter) lotete — im Stillen Ozean, in unmittelbarer Nähe der Insel Guam, die zu den Inselgruppen der Marianen gehört. Hier erreicht das Meer eine Tiefe von 9644 Metern. Bei Portorico liegt die tiefste Stelle des Atlantischen Ozeans 8940 Meter unter der Meeresfläche.

Die Durchschnittstiefe des Stillen Ozeans beträgt sonst 3900 Meter, die des Indischen Ozeans 3600 Meter und die des Atlantik 3200 Meter. Es erscheint angefangen des ungeheueren Wasserdruckes für sehr unwahrscheinlich, daß es jemals gelingen wird, in diese Tiefen hinabzu-steigen und sie näher zu ergründen.

Der Gefangene als Fabrikant. In einem Strafgefängnis der Stadt Philadelphia sitzt seit einigen Jahren der Gefangene James Sanders. Fünfundzwanzig Jahre soll er absitzen. Diese Zeit will vertrieben sein. Darum machte er sich vor Jahren an die sorgfältige Nachahmung von historischen Schiffen. Seine Schiffe fanden den Beifall der Außenwelt. Bald liefen feste Aufträge ein. So viele dann, daß er die Mitarbeit anderer Gefangener in Anspruch nehmen mußte. Eine Gefangenenfürsorge vertrieb die Erzeugnisse der Zellen. Die Nachfrage wuchs und wuchs,

so daß er vor kurzem mit Hilfe seiner Mutter eine regelrechte Fabrik aufmachen konnte. In der beschäftigt der Gefangene entlassene Sträflinge. Sie machen alle Schiffe. In der Gefängnisluft hat sich Sanders eine Lungen-schwindsucht zugezogen. Die veranlaßte ihn, ein Gnaden-gesuch einzureichen. Wenn er, was zu erwarten ist, Strafaussetzung erreicht, wird er binnen kurzem der Leiter seiner Schiffsfabrik außerhalb der Gefängnismauern sein.

Reich und albern. Ein amerikanischer Mil-sionär hat zu Ehren seines Pferdes, das ein englisches Rennen gewann, ein Bankett in einem der ersten Londoner Restaurants gegeben. Das Pferd bekam aus einer silbernen Schüssel Hafer zu fressen und eine Flasche Sekt zu trinken. Die Kellner bedienten in Jockey-Anzügen.

In einem Mietrechtsstreit in Hamburg kam folgende schöne Postkarte zutage: „Gehrier Herr Vermieter Müller! Hierdurch bitte ich sie, nun endlich den Klotzdeckel auf unserem Klotz her-richten zu lassen. Das Klotz ist nicht mehr zu gebrauchen. Gleichzeitig gestatte ich mir, Sie zu unserer am nächsten Sonntag stattfindenden Familienfeier ergebenst einzuladen.“ Schulze.“

Weiteres.

Der Faschismus im Volkswitz.

In despotischen Regimen hat sich immer das Volk für die Anebelung durch Wig und L-tire wenn nicht schadlos gehalten, so doch etwas getröstet. Solange es noch eine antifaschistische Presse im Lande gab, hat der „Becco giallo“ eine Auflage von einer Million erreicht. Heute flüstert man sich die Wige leise und vorsichtig ins Ohr.

Die Geschichte von dem verlorenen Taschentuch des Königs ist bekannt. Mussolini hebt es auf und bittet, es zum Andenken behalten zu dürfen. „Rein, bitte lassen Sie es mir“ — antwortet der König ängstlich — „es ist das einzige, wo ich meine Nase hinein-stecken kann.“

Alt ist auch der Witz des Zwanzigstirekinds. Auf diesem steht tatsächlich, als Umschrift um einen Löwentopf: „Besser eine Minute Löwe als hundert Jahre Schaf.“ Auf der anderen Seite ist der Kopf des Königs. „Sucht das Schaf“ sagt der Volkswitz.

In einer Studentenversammlung in Bologna spricht der Generalsekretär Turati. „Ich nehme an, daß die Herren alle wackere Faschisten sind.“ Ein Student erklärt, er wäre liberal. Sein Vater wäre es gewesen, sein Großvater hätte als solcher unter dem Papst Verfolgung erduldet, der Liberalismus sei Tradition in der Familie. Turati sagt: „Was hat das zu sagen? Wenn Ihr Vater und Ihr Großvater nun Diebe und Mörder gewesen wären?“ „Ja, dann wäre ich natürlich Faschist,“ antwortet der Student.

Ein reicher Mann will in Mailand einen Brillantring kaufen. Die Steine, die der Ju-welier ihm zeigt, genügen ihm nicht. „Ich be-absichtige, bis zu einer halben Million auszu-geben.“ Da nimmt ihn der Juwelier unter den Arm und führt ihn auf den Domplatz, wo die Pflastersteine liegen, aus der Regierung des Po-bestaten Belloni, der in einem Jahre die 60-Millionen-Dollar-Anleihe verpulvert hat: „Dann rate ich Ihnen, nehmen Sie einen Pfla-sterstein, jeder einzelne kostet uns über eine halbe Million.“

Ein Straßensjunge macht aus Ziegenmist Zeichnungen auf dem Boden. „Was machst du da?“ — „Einen Balilla.“ — „Warum machst du nicht lieber Mussolini?“ Sagt der Junge: „So viel Mist habe ich nicht.“